

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 29.

Grand Island, Nebr., 20. August 1909. Zweiter (Theil.)

Nummer 52.

## Schmerzen.

Von Emmy Paul.

Der Schmerz giebt es viel in dieser Welt,  
Doch sind sie nur dem Körper zuge-  
messene,  
Sind sie, sobald sich Besserung einge-  
stellt,  
Schon fast vergessen.  
Doch wurde eine Wunde dir geschla-  
gen  
Am Herzen, von geliebter Freundes-  
hand,  
Dast schmerzliche Enttäuschung du er-  
fahren,  
Nügt kein Verband.

## Das letzte Fest.

Eine alte Chronik von der französi-  
schen Revolutionszeit meldet, wie einst  
der junge Henri de Quesnoy mit drei  
oder vier seiner wildesten Genossen des  
Nachts durch die Straßen von Besancon  
zog und wie sie mit ihren Reit-  
weissen leben, der ihnen begegnete, in  
den Schmutz der Straße auf die Knie  
niederzwingen, um ihn rufen zu las-  
sen: „Es lebe der König!“ Doch das  
war den jungen, übermüthigen Kauf-  
holden nicht genug; sie schlugen der  
Einwohnerschaft des halben Städt-  
chens die Fenster ein, läuteten die  
Alarmglocke und schreuten, die noch  
in den Federn lagen, aus den Betten;  
schließlich hängten sie an der Thür des  
Bürgermeisters einen toten Hund  
auf, dem sie im Mause einen Fettel  
befestigten: „A ton tour mon frere!“  
Und wenn einmal der Spruch traf,  
der sagt, „an ihren Früchten sollt ihr  
sie erkennen,“ so war es bei dem hoch-  
müthigen Sinn und der nicht achtungs-  
vollen Wildheit des jungen Quesnoy der  
Fall. Er hatte in Allem das Blut  
seines Vaters geerbt.

Vom alten Maurice de Quesnoy,  
der um 1789 sein weites, prächtiges  
Schloß bei Besancon bewohnte, sagten  
die Leute schon und topfschüttelnd,  
daß er „Gott nicht fürchte und teines  
Menschen achte.“ Nichts konnte ihm  
Furcht einflößen und nichts konnte ihn  
rühren; er war ein Mann wie aus  
Marmor, glatt und hart und kalt wie  
der Tod. Wenn er auf seinem großen  
schwarzen Pferde angeritten kam, be-  
hängt mit Spigen und Juwelen, sein  
seidenes Wams bedeckt mit Stidereien,  
wenn seine langen Federn im Winde  
flatterten, war die Straße vor ihm  
wie reingefegt; seine Leute hatten sich  
eilig in ihre Hütten verdrückt; eine so  
abergläubische Furcht hatten sie vor  
ihm. Aber sein schönes graufames  
Raubvogelgesicht pflegte dann voll  
höhnischer Zufriedenheit zu glänzen,  
gerade so wollte er es haben. Schließ-  
lich hatten die Leute auch guten Grund  
zur Angst; sie kannten den Galgen  
wohl an dem der Marquis den Bauern  
Jean Perret gehängt hatte, weil er  
im Walde ein Wild für seine hun-  
gernden Kinder geschossen, und sie  
wußten die Geschichte von dem armen  
Simon Allegard wohl, dessen Weib er  
entführt hatte. Allegard legte sich  
eines Nachts auf die Lauer um den  
Marquis zu tödten doch die Kugel  
fuhr nur durch dessen Hut und traf  
ihn nicht. Der Marquis hatte keine  
andere Waffe bei sich, als seinen kur-  
zen Degen, und mit dem konnte er  
nicht eben viel anfangen. Doch er ent-  
wand Allegard seine eigene Flinte  
und zerschmetterte ihm den Schädel  
damit. Diese und andere schreckliche  
Geschichten erzählten sich die Leute,  
wenn sie Abends um die kleinen Feuer  
sagen und sich wärmten und die Zeit  
vertrieben.

Aber im Frühling 1789, dem Jahre  
des großen Vaterrotts, begann den  
scheinbar unzerleglichen Marquis von  
Quesnoy das Gerücht zu treffen. Er  
war zwei Jahre bei Hofe gewesen, und  
seine Leute wußten nicht mehr von  
ihm, als daß sein Verwalter sie von  
Monat zu Monat mehr ausprechte, um  
ihres Herrn kostspielige Liebhabereien  
in Versailles zu bezahlen. Doch  
plötzlich hieß es, der Marquis käme  
auf seinen Landhitz zurück, und ein  
paar Tage später erschien er auch und  
mit ihm ein ganzer Trupp Edelknechte  
und Damen, der sich wie eine schim-  
mernde Woge über alle Räume des al-  
ten Schlosses ergoß. Während ein  
paar Wochen gab es doch nichts weiter  
als Festgelage und Bälle und Liebes-  
geflüster von früh bis spät. Unter  
den Gästen war auch das schöne Fräu-  
lein Claire von Montalbert, das sich  
am glänzenden Hofe von Versailles  
dem jungen de Quesnoy in Liebe ge-  
neigt hatte. Jetzt begann sie seinem  
besten Freunde Albert de St. Florent

zu lächeln, und ihre Treulosigkeit trieb  
dem willen Henri de Quesnoy das  
heiße Blut ins Gehirn. Nach einem  
heissen Streit ging er mit seinem  
Gegner ins Gehölz, um die Klängen  
zu kreuzen. Sonst war er zwar ein  
guter Fechter, aber jetzt war er zu er-  
regt, um besonnen zu handeln; nach  
dem fünften Stoß fuhr ihm der Degen  
Florents durch den Leib. Doch er  
stammte aus einem Geschlecht, das  
noch niemals sein Leben leicht hingege-  
ben hatte; in dem Augenblick, als er  
den Stahl in seiner Brust fühlte,  
stürzte er sich noch vorwärts auf St.  
Florent und bohrte ihm sein Schwert  
mit solcher Wucht in die Seite, daß  
der Strahl seines Blutes den Rasen  
um ihn färbte. Dann fiel er todum,  
auf demselben Fleck, auf dem er ge-  
standen. Zwei Tage später erlag Al-  
bert de St. Florent der Wunde, die  
er von dem sterbenden Nebenbuhler  
empfangen. Als man dem alten  
Marquis die Nachricht vom Tode sei-  
nes einzigen Sohne hinterbrachte,  
ließ keine Miene in seinem steinernen  
Gesicht auf seinen Kummer schließen,  
er fragte nur, wie es mit St. Florent  
stände, und als er hörte, daß die Wun-  
de tödtlich war, kam sein eigen grau-  
sames Lächeln um seine Lippen, und  
er murmelte vor sich hin: „Gut! Die  
de Quesnoys pflegen nichts schuldig  
zu bleiben!“ Später hat er nie mehr  
den Namen seines Sohnes erwähnt.  
Aber die Bauern im Dorfe freuten  
sich, als sie von dem Geschehenen hör-  
ten, und meinten, jetzt erfahre er doch  
selber, was es heiße, ein Kind zu ver-  
lieren, der ihnen selbst so viele Kinder  
geraubt hatte.

Etliche Monate später kam die Er-  
stürmung der Bastille, und die Bauern  
begannen das Haupt zu erheben und  
flüchteten von allerlei Plänen. Aber  
sie wagten doch nichts von alledem  
laut werden zu lassen, denn in Besancon  
lagen einige Regimenter, und sie  
wußten nicht, ob sie für oder gegen sie  
sein würden, wenn es zur That kam.  
Der Marquis indes wußte wohl, daß  
er von den Soldaten keine Hilfe er-  
warten durfte. Dann erhoben sich ein-  
es Tages im März des Jahres 1790  
die beiden Regimenter in Besancon  
wie die anderen Garnisonen auf set-  
zen ihre Offiziere gefangen, wählten  
sich selber ihre Vorgesetzten und mach-  
ten offen gemeinsame Sache mit dem  
Volke. Da meinten auch die Bauern  
des Marquis de Quesnoy, es sei  
Zeit, mit ihrem Herrn abzurechnen,  
um so mehr, als alle seine großen  
Freunde ihn verlassen hatten und nur  
wenige Diener zu seiner Verteidigung  
bei ihm geblieben waren. Aber es  
mühte ihm jemand den heuchlerischen  
Ueberfall verrathen haben, denn gerade  
als die Bauern sich mit Dreifsigern  
und Senen bewaffnet, auf den Weg  
zum Schloß begeben wollten, erliefen  
er unter ihnen. Mit einem gleichmü-  
thigen, lächelnden Gesicht sah er von  
der Höhe seines schwarzen Rosses auf  
sie herab, wie er aufgerichtet in sei-  
nem reichen Kleide, das in der Sonne  
funkelte und glitzerte, mitten auf dem  
Marktplatz hielt; nur die Lippen wa-  
ren sehr aufeinander gepreßt und die  
Augen glänzten wie die Klinge eines  
Schwertes. Und dann hörten die  
Bauern ihn mit seiner scharfen, klaren  
Stimme sagen: „Man berichtet mir,  
daß ihr mir etwas zu sagen habt.  
Hier bin ich. Was wollt ihr?“ Aber  
er bekam keine Antwort. Bei seinem  
Anblick und dem Ansehen seiner  
herrschlichen Stimme kam den  
Bauern die alte Furcht wieder in das  
Gehirn, und sie schlichen davon wie er-  
tappede und gescholtene Schulknaben.

Wenn aber der alte Marquis auch  
für dieses Mal noch seinem Schicksal  
entging, so war der Tag doch nahe, an  
dem es ihn wirklich erreichen sollte. Es  
kam die Nachricht aus Besancon, daß  
das Volk gegen Versailles marschirt  
sei, daß man den König und die Kö-  
nigin nach Paris gebracht und daß die  
Nationalversammlung Freiheit und  
Gleichheit für immer decretirt hatte.  
Das brachte das schmerzliche Blut der  
Bauern um Besancon zum Sieden; sie  
schworen Mann für Mann, sie wol-  
len das Schloß von Quesnoy bewin-  
nen und ein Ende machen mit dem al-  
ten Wolf, der darin hauste. Und  
Hunderte und wieder Hunderte mach-  
ten sich auf, diesen Schwur zur That  
zu machen; die Reihe ihrer roten  
Kappen zog sich wie eine Blutspur den  
ellen, sonnigen Weg entlang, den sie  
gingen.

Sie hatten erwartet, das Schloß  
verbarrikadirt zu finden und es erst  
nach heftigem Widerstand in ihre  
Hände zu bekommen. Aber die Thü-  
ren standen offen, und auf der  
Schwelle des großen Festsaales stand  
der Marquis selbst vor ihnen und  
sagte ruhig: „Tretet ein — alles ist  
für Euch bereit!“ Es war etwas in  
seiner Miene und seiner Stimme, das

sie auch jetzt noch zurückschreckte, aber  
sie waren zu weit gegangen, als daß  
sie noch an ein Zurück hätten denken  
können. Sie stürmten mit derben  
Schergen und Gelächter in den Van-  
tettssaal und sangen republikanische  
Lieder. Dann zwangen sie den Mar-  
quis in den großen Sessel am Ende  
des Tisches und schworen, daß er zu-  
sehen solle, wie sie seinen guten Wein  
tränkten, bevor sie ihm den Garraum  
machten. Und sie zechten, bis die eine  
Hälfte von ihnen trunten unter dem  
Tische lag und die andere taum die  
Fadeln entzündete konnte, die sie  
rings an den Wänden der Halle be-  
festigt hatte. Gerade um Mitternacht  
trat der alte Kammerdiener des Mar-  
quis leise hinter den Stuhl seines  
Herrn und flüsterte ihm zu: „Herr  
Marquis, alles ist fertig!“  
„Sind alle Diener fort?“ fragte er  
dagegen.

„Alle, Herr Marquis.“  
„So geh! Du auch und laß mich  
das Weib allein vollenden!“  
Bis zu diesem Augenblick hatte der  
Marquis unbeweglich in seinem Leh-  
stuhl gesessen, jetzt er hob er sich plötz-  
lich und blühte ringsum. Das lange,  
weiße Haar fiel ihm in den Nacken  
und ließ die hohe, rübe Strich frei;  
in der dunklen Halle stand er wie  
ein Felsen zwischen den plumpen Ge-  
stalten der Bauern, die sich in den wei-  
ßen Sesseln retelten oder sich auf dem  
Fußboden wälzten. Das rote Fa-  
dellicht flatterte über sein Antlitz und  
es war etwas in seiner Stimme, das  
auch die rohesten Schreier verstummen  
ließ, als er anfang zu reden:

„Werthe Gäste, ihr habt meiner  
Bevirthung Ehre angethan, und es ist  
Zeit, daß ich Euch danke, wie es Euch  
gehört. Dies ist das erste Mal, daß  
die Schaar der republikanischen Pa-  
nais mein Schloß entweicht haben —  
es soll das letzte sein. Geht, erzählt  
Eurem Lehrmeister, dem Teufel, wie  
der letzte der Quesnoys Eure Freiheit  
zurückgezahlt hat. Es lebe der Kö-  
nig!“

Er ergriff eine Fadel in seiner  
Abe, stieß eine Tapentür auf, die  
in den Korridor führte, und warf die  
brennende Fadel durch die Thür. Ein  
Kraden wie bei einem Erdbeben war  
der Widerhall seiner Rede, Rauch und  
Feuergeräusch verundulete die Luft.  
An der Stelle, an der das Schloß der  
Quesnoy gestanden, bedeckten däm-  
pernde Trümmer den Boden, und ver-  
stohle menschliche Gliedmaßen ragen  
schauerlich daraus hervor. Der Mar-  
quis hatte die Keller mit Pulver ge-  
füllt, im Fall er hätte der alte  
Wolf die allzu unachtfame Heerde mit  
ins Verderben gerissen.

## Schuhe einst und jetzt.

Nögen sich hier und dort auch  
Stimmen gegen den Gebrauch von  
Schuhen und Stiefeln erheben und  
in einzelnen Sanatorien Geh-  
und Geißfanatiker strumpflos, in  
schlichten Sandalen einherwandeln,  
der Kulturmenschen im großen und an-  
gen wird sich doch nicht so schnell von  
der Fußbekleidung entwinden, die be-  
reits von ältesten Zeiten her bekannt  
ist.

Scheinbar sind freilich die ersten  
Schuhe nur einfache Sandalen gewe-  
sen, d. h. Sohlen von festem Stoff, die  
mit Riemen oder Bändern festgebunden  
wurden und wohl lediglich dem Be-  
dürfnisse entsprachen, die Füße gegen  
den heißen Sandboden zu schützen. Die  
hebräer fertigten ihre Fußbekleidung  
aus Binse oder Leinwand und legten  
sie stets an Gebets- oder Opferstätten  
ab. Eine Sitte, die nicht nur bei den  
Mohammedanern noch heute üblich ist,  
sondern auch noch vereinzelt bei den  
Dorfbewohnern der verschiedensten  
Provinzen gefunden wird. Vor der  
Kirchentür ziehen sie Schuhe oder  
Pantoffeln aus.

In alten Büchern wird erzählt, daß  
die jungen Hebräer das Bild ihrer  
Braut, in Metall geschnitten, unter  
dem Abfuß trugen. Sehr bald ge-  
nügten die Sandalen, die die Beine  
unbeschützt ließen, nicht mehr. Schon  
zu Homers Zeiten kannten die Grie-  
chen Lederstühle, wie die Strümpfer da-  
mals bereits zugebundene und zuge-  
schnürte höhere Stiefel in Gebrauch  
hatten.

Bei den Römern unterschied sich der  
Stiefel der Patrizier von dem der Ple-  
bejer dadurch, daß erstere vier Riemen  
und als Zierath an der Spitze einen  
Halbmond trugen, in dessen den letz-  
teren nur schwarze Schuhe mit einem  
Riemen erlaubt waren. Die römischen  
Herzöge ließen ihre Schuhe mit Gold  
und Edelsteinen besetzen. Die rübe  
Farbe der Schuhe, die lange Zeit den  
Senatoren zustand, wurde später von  
den Kaisern selbst in Anspruch genom-  
men. Hohe Stiefel waren in jenen  
Tagen eine Seltenheit. Wo sie beson-  
ders in Betracht kamen, auf der Reise

und im Kriege, stellte sich gleich die  
ganze Eisenrüstung ein.

Die Schauspieler benutzten in der  
Tragödie einen Schuh mit hohem Ab-  
satz — Rothurn genannt —, um die  
Würde ihrer Erscheinung zu erhöhen.  
Von dieser Sitte leitet sich die alte Re-  
densart ab: „Auf dem Rothurn stehen.“  
In der Komödie und beim Tanz hin-  
gegen benutzten sie den Soccus, einen  
niedrigen Schuh, in den man schnell  
hineinschlüpfen konnte, ohne ihn mit  
Niemem zu binden. Diese Art Schuh  
wurde schließlich am meisten getragen.  
Er war weich, aus dicke Wollluch,  
Fitz oder dergleichen, für wohlhabende  
Personen auch wohl aus Seide herge-  
stellt. Im allgemeinen liebte man die  
Fußbekleidung damals überhaupt sehr  
bequem, da man den Strumpf noch  
nicht kannte. Dieser trat erst später in  
die Erscheinung, als sich gegen Ende  
des Mittelalters die tritotartig engen,  
übrigens nicht gewebten, sondern aus  
seinem Luche genähten Beinkleider  
nach unten über den Fuß verlängerten.

Um einen entstellenden Auswuchs an  
seinem Fuße zu verbergen, hatte Graf  
Heinrich von Anjou, ein Sohn Gott-  
fried Plantagenets, im 12. Jahrhun-  
dert die Spigen, nach oben gebogenen  
Schabelschuhe erfunden, die sehr bald  
von aller Welt getragen wurden. Ihr  
Umfang war zuweilen so groß, daß  
man die Spigen mit kleinen goldenen  
Ketten am Schienbein befestigen mußte.  
Um das eigenartige Altrüm, das die  
Erscheinung des betreffenden Trägers  
mit sich brachte, zu erhöhen, ließen  
fürstliche Personen, denen das vielfach  
benedete Recht zustand, die Schabel-  
„mei Fuß lang“ zu tragen, Schellen  
hinzufügen. Eine Mode, die allerdings  
bald wieder verfiel. Am Hof Wil-  
helms II. von England hob man die  
Spigen ganz aufwärts wie ein Horn  
und stopfte sie mit Werg aus. Durch  
König Johann von Böhmen kam diese  
unsinnige Tracht auch in sein Heimath-  
land und nach Deutschland. Schließlich  
arteile sie so aus, daß die Spigen ge-  
theilt wurden wie Klauen, bis man end-  
lich die Väterlichkeit der Schabel-  
schuhe einwarf. Auf Antrag des Bischofs  
von Bamberg wurden sie schließlich in  
Deutschland offiziell verboten. In  
Frankreich verschwanden sie unter Lu-  
dwig XII.

Den Spigen, die man durch mehr  
oder minder elegante Schleifen erzeigte,  
folgten die Absätze. Was den Schuhen  
an Länge verloren ging, wurde durch  
Höhe ersetzt. Die rothen Absätze bezeich-  
neten hoffähige Personen und blieben  
bei Herrschenden auch noch bestehen,  
als die Damenschuhe längst zu weißen  
Häden zurückgekehrt waren.

In dieser Zeit erreichte die Tritot-  
weberei oder Strumpfwirerei ihren  
Blanzpunkt. Die Mode ging — zu-  
erst in Spanien — zu der gepufften  
Polsterung um die Hüften über. Da-  
durch wurde das Beinkleid wieder in  
zwei Theile zerlegt. Der Hüftenpuff  
reichte bis zum Knie, der untere Theil  
des Beines wurde mit gewirkten Tri-  
totknoten bekleidet, die man „Strümpfe“  
nannte, und die nun auch von den  
Damen getragen wurden. Es heißt,  
die jugendliche Königin Elisabeth  
von England sei die erste gewesen, die  
bahnbrechend hierbei vorausgegangen.  
Da jedenfalls erst von diesem Zeitpunkt  
an die „Strumpfbänder“ Griftenbe-  
rechtigung zueisprechen werden darf,  
würde die Erzählung, daß der im  
Jahre 1348 von König Eduard III.  
gestiftete Hosenbandorden seinen Ur-  
sprung auf ein — Damenstrumpfband  
zurückführt, in das Reich der Legende  
zu verwerfen sein.

Zur Zeit der französischen Revolu-  
tion trugen die Damen Schuhe mit  
niedrigen und breiten Absätzen und er-  
höhten Spigen. Als sich dann aber  
die griechische Tracht allgemein verbrei-  
tete, wurden auch die Schuhe so schmal  
und flach, daß sie den Sandalen ver-  
gängerer Tage glichen.

Die Männerwelt liebte Ende des  
18. Jahrhunderts zu hohen Reifstie-  
feln die bis unten reichende, eng an-  
schließende Reifstie, die den Strumpf  
ungefessen bleiben ließ. Auch als  
dann Halbstiefel modern wurden, blieb  
das lange Beinkleid bestehen. Dadurch  
lebte man naturgemäß von den ele-  
gant ausgestatteten Strümpfen zu dem  
Urfanf aller Strümpfe, dem aus  
schlichter Wolle gefertigten niedrigen  
„Soccus“ zurück, der sich eng dem un-  
teren Fußtheil anschmiegte und von dem  
aus Leber gefertigten Stiefel bedeckt  
wurde. Folgerichtigweise gab man  
ihm den Namen „Sode“, während das  
Wort „Strumpf“ (abgeleitet aus  
Stummel) den längeren Gebilden  
bleibt, die die Damenwelt begehrt.  
Auch sie sind weich und schmiegsam;  
haben sie Falten, so brüden sie, wenn  
auch der Sprachgebrauch sagt: „daß  
der Schuh drückt“.

Das erste Drittel des 19. Jahrhun-

terts kannte für das weibliche Ge-  
schlecht die sogenannten Kreuzbänder-  
schuhe. Sie ließen den Strumpf sicht-  
bar sein und kamen unter den kurzen  
Kleider zur Geltung, mußten naturge-  
mäß aber mit den langen wieder ver-  
schwinden, um den Stiefeletten Platz  
zu machen, die dann den Stiefeln nö-  
thigen, je nach Laune der mächtigen Göt-  
tin Mode. Hat es doch seitdem die  
verschiedensten Arten Fußbekleidung  
gegeben, hohe und niedrige Schuhe und  
Stiefel, geschürzt, getropft, mit Gum-  
mizug und mit Spangen aus Atlas,  
Leder und Stoff, in schwarz oder far-  
big, mit hohen Absätzen oder ohne die-  
se; kurz, die Toilettenkunde kann eine  
ganze Stala verschiedener Arten, be-  
sonders in den letzten 50 Jahren, auf-  
weisen.

Im Gegensatz zu den anderen Rei-  
chen hatte China stets dieselben eigen-  
thümlichen Schuhe. Befreien sich doch  
erst seit der letzten Zeit Chinesen und  
Japaner von der höchst unlogischen  
Sitte, durch feste Einschnürungen das  
Widsthum der Kinderfüße zu bannen,  
da ein kleiner, wenn auch noch so ver-  
zerrter Fuß dort zu den größten  
Zierden gehörte. Daß übrigens kleine  
Fuße von alters her für schön galten,  
beweisen verschiedene Sagen und Mär-  
chen. Unter anderem Aschenbrödel  
gläserne Pantoffel und Messalinas  
goldener Schuh. Im Gegensatz dazu  
steht die Siebenmeilenstiefel des klei-  
nen Däumlings, die freilich auch nur  
dem schnellen Fortkommen der ver-  
folgten Brüder dienen sollten.

Noch lururischer als goldene Schuhe  
erscheinen gläserne. Weil man in  
alten Zeiten die Schuhe aus Wolle nur  
kannte, galt es als besondere Extrava-  
ganz, sie sich aus Glas zu denken.  
Tarum prophezeit auch ein altes  
schwäbisches Sprichwort: „Wenn erst  
die Mäde mit gläsernen Schuhen ge-  
hen, dann ist das Ende der Welt  
nahe.“

Vielleicht versteht demnach das  
alte Wort keine mehr, und es werden  
Schuhe aus gesponnenem Glas getra-  
gen, wie ja auch — seitdem Dörfler  
und Knechte im allgemeinen nicht mehr  
darfür gehen — das alte heffische  
Sprichwort: „Mit Schuhen und  
Strümpfen in die Hölle fahren“, d. h.  
so eingebildet zu sein, beides zu tra-  
gen, unverständlicher wurde.

Früher glaubten die Menschen, die  
nur selten diese Fußbekleidung an-  
legten, man könne ohne sie schneller  
laufen. Darauf basirt scheinbar der  
alte Kinderreim:

Die Franzosen ließen nach Danzig,  
Danzig fing an zu brennen.  
Die Franzosen begannen zu rennen,  
Ohne Strumpf und ohne Schuh  
Liefen sie Frankreich wieder zu ...  
d. h. so schnell wie irgend möglich.  
Eine Variante hiervon ist das Stu-  
dententlied:  
Man verliert selbst Strumpf und Schuh,  
Lauft dem Teufel barfuß zu ...

In diesen Reimen ist Strumpf und  
Schuh untrennbar voneinander, wie  
ja auch Kinder stets fragen, ob sie  
„Schuh und Strümpfe“ ausziehen  
können, mit einem Mural für beide  
die sprachliche Verbindung uns ge-  
worden, trotzdem z. B. orientalische  
Völker noch heute den Schuh oder  
Pantoffel — ohne Strumpf, darum  
doppelt bequem und schmiegsam, häu-  
fig auch kostbar bekleidet und mit Gold  
verzieren kennen.

In Polen war lange Zeit die —  
Urform verbreitet, aus dem Schuh der  
Gehelben zu trinken. Muthmaßlich hat-  
ten doch aber die eleganten Völkern  
elegante, kleine Füße und dementspre-  
chend Schuhe, so daß die aus jenen  
Tagen sich herleitende Redensart:  
„Der kann einen gehörigen Stiefel ver-  
tragen“ eigentlich nicht ganz verständig  
ist.

Thatsache ist übrigens, daß ein dunk-  
ler Schuh oder Stiefel den Fuß klei-  
ner, eine helle Fußbekleidung ihn grö-  
ßer und breiter erscheinen läßt. Eben-  
so fest steht aber, daß, sobald helle Schuhe  
anzug modern zu werden, jede  
Dame unerschiedlos glaubt, Aschen-  
brödel Füße zu besitzen, denn jede  
trägt alsdann helle Schuhe, und zwar  
mit dem heimlichen Hintergedanken,  
daß nur sie allein es eigentlich unge-  
strukt wagen darf, dieser Modelaune  
zu folgen.

E. Ernst.  
Bei seiner Abschiedsviste im köni-  
glichen Schloß trug Fürst von Bülow,  
wie aus Berlin gefabelt wird, einen  
Gehrod. Das passendste Kleidungs-  
stück für einen abgehenden Reichstanz-  
ler.

Tommy: „Papa, da lese ich eben in  
einem Gebicht von schweigenden Hel-  
den.“ Was sind denn schweigende  
Helden? — Vater: „Verheiratete  
Männer, mein Kind. — Aber sag es  
nicht der Mama!“

## Der bairische Hiesel.

Ueber den bairischen Hiesel und  
ähnliche Gestalten plaudert Georg  
Querin sehr anziehend in Velhagen &  
Klaffings Monatsheften:

Der bairische Hiesel! Aller Wilder-  
ter Heros ist er. Aber wenn man den  
Heros aus dem 18. Jahrhundert unter  
die Lupe nimmt, dann ergeht's ihm  
wie den großen Raubschützen von heu-  
te; recht viel von seiner Größe ver-  
schwindet und es bleibt ein blutbe-  
fleckter Verbrecher und ein gemeiner  
Bursche. Die Chronisten behaupten,  
des Hiesels legitimer Name sei Mat-  
thias Klostermayer gewesen. Er  
wurde im Jahre 1738 zu Riffing bei  
Augsburg geboren und wuchs sich in  
sehr jungen Jahren bereits zu einem  
gefährlichen Raubschützen aus; ge-  
legentlich vergriff er sich auch an frem-  
der Habe und wurde schließlich — als  
er von den Schergen seine Schonung  
mehr zu erwarten hatte — der Rä-  
delsführer einer Bande von ganz ge-  
wöhnlichen Straßenräubern. Es ge-  
lang den streifenden Schergen erst  
nach einem blutigen Kampfe, ihn und  
einen Theil seiner Leute festzunehmen.  
Das Todesurtheil wurde in etwas  
mittelalterlicher Form im Jahre 1771 in  
Dillingen vorliest.

„Ich bin da boarisch Hiasl —“:  
das alte Bänkellängerglied ist jung und  
frisch in Altbahern wie im Schwäbi-  
schen geblieben und wird die Gloriole  
des blutigen Mannes wohl in recht  
ferne Zeiten tragen. Auch ist die My-  
the, die der Bauer um die verbläbende  
Gestalt wab, interessant genug, um in  
den geringen Leberlieferungsstoffen  
der Altbahern einen dauernden Platz  
zu finden. Leider haben auch die  
Schundromane redlich das ihre gethan,  
den historischen Verbrecher als dank-  
bares Sujet aufzuwercken und ihn  
mit dem selbstverständlichen Mäntel-  
chen des Edelmutthes und anderer be-  
stehender Eigenschaften zu begehnen.  
Von der ganzen Wildschützengloriole  
des bairischen Hiesel bleibt indessen  
nur das als Faktum bestehen, daß er  
ein unergieblicher Schütze und den  
Bauern darum sehr angenehm war,  
daß er recht viel Wild zusammenjagte.  
Aber wenn er ihnen zu Anfang seiner  
Laufbahn diese Gefälligkeit erwies, so  
war er später ihr Drann, den sie aus  
Furcht vor seiner mordlustigen Blicke  
verbergen und verpflegen mußten und  
der mit seinen räuberischen Gesellen  
ihre Dörfer überzog. Natürlich ist der  
Hiesel in der Tradition lugelfest. Aber  
der Hamschnur und dem Rad entging  
er nicht. Er hatte diesen Tod verdient  
— zu bedauern war vielleicht sein  
treuer, sehr jugendlicher Freund, Die-  
ner und Büchsenpanner, der dem  
Bannbereich des Räuberhauptmanns  
vergeblich zu entinnen getrachtet hatte  
und meinet mit in den Tod ging.

Ich erinnere mich verschiedener Del-  
porträte und Kupferstiche, die den bairi-  
schen Hiesel verewigen. Besonders  
das Kaufmännische Lokalmuseum hat eine  
artige Sammlung von Hiesel - Reli-  
quien, darunter eine Feuersteinbüchse,  
die in der damaligen Zeit eine der vor-  
züglichsten Schutzaffen gewesen sein  
mag. In der kleinen Sammlung von  
Hiesel-Porträten des Museums findet  
sich ein Prut vom Jahre 1774, der  
die sprachliche Verbindung uns ge-  
worden, trotzdem z. B. orientalische  
Völker noch heute den Schuh oder  
Pantoffel — ohne Strumpf, darum  
doppelt bequem und schmiegsam, häu-  
fig auch kostbar bekleidet und mit Gold  
verzieren kennen.

In Polen war lange Zeit die —  
Urform verbreitet, aus dem Schuh der  
Gehelben zu trinken. Muthmaßlich hat-  
ten doch aber die eleganten Völkern  
elegante, kleine Füße und dementspre-  
chend Schuhe, so daß die aus jenen  
Tagen sich herleitende Redensart:  
„Der kann einen gehörigen Stiefel ver-  
tragen“ eigentlich nicht ganz verständig  
ist.

Thatsache ist übrigens, daß ein dunk-  
ler Schuh oder Stiefel den Fuß klei-  
ner, eine helle Fußbekleidung ihn grö-  
ßer und breiter erscheinen läßt. Eben-  
so fest steht aber, daß, sobald helle Schuhe  
anzug modern zu werden, jede  
Dame unerschiedlos glaubt, Aschen-  
brödel Füße zu besitzen, denn jede  
trägt alsdann helle Schuhe, und zwar  
mit dem heimlichen Hintergedanken,  
daß nur sie allein es eigentlich unge-  
strukt wagen darf, dieser Modelaune  
zu folgen.

E. Ernst.  
Bei seiner Abschiedsviste im köni-  
glichen Schloß trug Fürst von Bülow,  
wie aus Berlin gefabelt wird, einen  
Gehrod. Das passendste Kleidungs-  
stück für einen abgehenden Reichstanz-  
ler.

Tommy: „Papa, da lese ich eben in  
einem Gebicht von schweigenden Hel-  
den.“ Was sind denn schweigende  
Helden? — Vater: „Verheiratete  
Männer, mein Kind. — Aber sag es  
nicht der Mama!“

Tommy: „Papa, da lese ich eben in  
einem Gebicht von schweigenden Hel-  
den.“ Was sind denn schweigende  
Helden? — Vater: „Verheiratete  
Männer, mein Kind. — Aber sag es  
nicht der Mama!“

Tommy: „Papa, da lese ich eben in  
einem Gebicht von schweigenden Hel-  
den.“ Was sind denn schweigende  
Helden? — Vater: „Verheiratete  
Männer, mein Kind. — Aber sag es  
nicht der Mama!“

Tommy: „Papa, da lese ich eben in  
einem Gebicht von schweigenden Hel-  
den.“ Was sind denn schweigende  
Helden? — Vater: „Verheiratete  
Männer, mein Kind. — Aber sag es  
nicht der Mama!“